

Die Helden vom roten Regiment.

Eine Skizze von Heinz Witten.

Jano Aufaklis hatte es gleich her- ausgesehen, daß das mit den „Mon- dern“ an der Westgrenze nicht seine Wichtigkeit haben konnte. Denn wenn man es schon einmal gesehen, daß ein russischer Soldat auch wirklich alles das bekam, was er bekommen sollte? Ein langer, ein sehr langer Weg führt von den Herren da oben am grünen Tisch, die es anordnen und bestimmen, bis hinunter zu jenen, die es bekommen sollen. Und auf diesem Wege stehen viele, so viele, die die Hand aufhalten.

Aber diesmal war es anders, ganz anders gewesen. Jeder Soldat hatte richtig die neue Uniform und alles das bekommen, was auf dem Papier stand. Nichts, gar nichts hatte an der Ausführung gefehlt. War das nicht sonderbar? Und dann das andere, das noch unglücklichere, das noch nie da- gewesen: Es gab keinen Wodka mehr! Hatte man so etwas schon einmal er- lebt? Ein russischer Soldat ohne Wok- ta! Das Gewehr konnte man ihm wegnehmen, den Uniformrock, die Hose sogar, aber die Flasche, die rot- gefärbte, schmalhalsige Flasche, deren Pfropfen hochspringt, wenn man den Pfropfenboden luftigert auf die Innenseite der Hand schlägt?

Jano Aufaklis hatte es dem Heino Raubfit gleich gesagt, daß das nicht richtig sein konnte. Sie waren beide Freunde von klein auf gewesen, der lang aufgeschlossene, doch oft tränk- liche Jano, der es viel mit dem Finken hatte, und der kleinere gedrungene Heino, dem noch nie in seinem Leben etwas gefehlt hatte. Sie waren Let- ten, in Riga zu Hause, und noch nie in ihrem Leben waren sie aus Lio- land herausgekommen. Gemeinsam hatten sie als Jungen in der Düna gefischt, waren sie bei den Bauern in die Obstgärten eingebrochen. Gemein- sam hatten sie alljährlich am Jehan- nistage das Feuer angezündet und nach den Klängen des Bachschalles waren sie darum geflungen.

Gemeinsam waren sie auch in die deutsche Motorenfabrik als Arbeiter eingetreten, und dort war es ihnen gut gegangen. Denn fleißig und anständig waren sie beide, insbesondere der Jano, der schnell erfasste, was ihm einmal gezeigt wurde, und es dann dem Heino beibrachte, bis auch er es verstanden hatte. Fleißig und gewis- senhaft waren sie und selbst an den Montagen, an denen doch stets die halbe Arbeiterzahl fehlte, weil sie den Sonntagsrausch noch nicht aus- geschlafen hatte, waren sie noch immer regelmäßig in der Werkstatt er- schienen.

So waren sie auf dem allerbesten Wege, sich zu angehenden Kapitalisten zu entwickeln, als sie zum Militär einberufen wurden. Denn Soldaten mußten sie natürlich beide werden, ob- gleich der Jano es auf der Brust hatte und viel hustete. Aber da er die 200 Rubel nicht besaß, die der unter- suchende Regimentsarzt für ein Krankheitsattest verlangte, hatte auch er die Musteruniform des roten Regiments anziehen müssen, das in Riga stationiert war. Und nun lagen sie alle beide hier im Schützengraben, auf tausend Meter dem Feinde gegen- über, und Gott allein möchte wissen, wie lange sie hier noch würden liegen müssen. Denn es war wirklich so ge- kommen, wie es der Jano vorausge- sagt hatte. Krieg war es und seit fünf Monaten dauerte er schon an und noch konnte niemand sagen, wann er ein Ende nehmen würde.

Das aber war dumm, sehr dumm sogar; denn im ganzen Regiment mußte kein Mensch zu sagen, weshalb man eigentlich Krieg führte. Nur, daß es gegen die Deutschen ging, wußte man. Aber die Deutschen hatten nie- mandem etwas Böses getan. Jano Aufaklis und Heino Raubfit konnten die Deutschen zur Genüge. In Riga lebten ihrer ja so viele, fast so viele als Russen und Letten. Die meisten Fabriken wurden von den Deutschen geleitet, und jeder war froh, der bei ihnen Arbeit finden konnte. Denn da bekam er eine anständige Behand- lung und regelmäßig seinen Lohn, was bei den russischen Arbeitgebern nicht immer der Fall war. Nein, gegen die Deutschen hatten weder der Jano noch der Heino etwas einzu- wenden. Jano grübelte viel und suchte die „Ursachen“ zu ergründen, und das war einer der Hauptgründe, weshalb er sich jetzt im Soldatenrock so gar nicht wohl fühlen konnte.

Der kleine bied Heino Raubfit da- gegen hielt sich mehr an die „Realität“ und gab sich mit kniffligen Fragen nicht lange ab. Auch er hätte je eher, je lieber den grünelnden Rod ausgezogen. Doch dazu war ja ferner! gar keine Aussicht. Ob dieser Krieg wohl überhaupt einmal ein Ende nehmen würde? Bei dieser Fähring ganz gewiß nicht. Alle Offiziere des Regi- ments, vom Obersten herunter bis auf den Rabetten schimpften auf die Füh- rung, und die Mannschaften schimpf- ten mit, obgleich sie nur wenig davon verstanden. Wußte denn überhaupt noch ein Mensch, was man eigentlich vorhatte? Bald rühte man einige Ki- lometer über die Grenze vor; dann hieß es morgen, spätestens übermorgen sind wir in Berlin. Dann aber ging es wieder in Elmürschen zu-

rück, immer weiter zurück, bis die Kuppeln Warschaws über die spitzen Türme von Nowo am Horizont auf- tauchten.

Nein, die Führung war entschieden nicht so, wie sie hätte sein sollen; noch schlimmer aber stand es um die Ver- pflegung, die fast vollständig verfaßt. Sie waren doch alle beide nicht ver- wöhnt, der Jano nicht und auch der Heino nicht. Aber wenn man Wochen lang nichts weiter zu essen hat, als einige Rüben, die man sich noch selbst von den Feldern holen mußte, dann kann das auch dem Genügsamsten zu viel werden. Zumal dann, wenn man nicht einmal weiß, weshalb man eigen- tlich hungern muß. Erst, als es in Elmürschen immer zurück ging, hieß es, daß die Munitionskolonnen nicht so schnell folgen könnten. Aber nun lagen sie schon seit vierzehn Tagen in diesen nassen Gräben, und es war noch immer dieselbe Geschichte. Was es jetzt wieder wie in Friedenszeiten, als das ganze Geld in die Taschen der Lieferanten und Intendanten wan- derte? \*

Jano Aufaklis und Heino Raubfit lagen im Schützengraben, 1000 Meter vor dem Feinde, und hielten Wa- che. Mit acht anderen Mäntelern des roten Regiments lagen sie zusam- men; aber es bestand keine Gemein- schaft zwischen ihnen beiden und den anderen. Das war auch so ein Uebel- stand, der sich im Laufe der Monate herausgebildet hatte. Damals vor fünf Monaten, als das rote Regi- ment aus Riga ausgezogen war, war es vollständig gewesen und alle Sol- daten hatten einander gekannt und mit einander Kameradschaft halten können. Mehr als die Hälfte von ih- nen waren Letten gewesen. Aber als sie die Grenze überschritten, waren sie in andauernde Gefechte verwickelt worden und dann waren sie in die Stämme geraten und als sie sich bei Nowo wieder sammelten, war das ganze Regiment auf ein Drittel zu- sammengeschmolzen. Zwar wurde es durch Überreste anderer Regimenter, denen es gerade so ergangen war, wieder vervollständigt; aber nun waren Esten und Straußen und Littauer und Tataren und Gott weiß was alles noch für Leute zu ihnen gekommen, mit denen man sich nicht mehr ver- ständigen konnte. Denn außer den Kommandoworten verstanden diese von denen kein Wort Russisch, und Letztlich sprach natürlich kein einziger. Stumm wie die Fische mußten sie ne- beneinander im Graben liegen und allen Grimm in sich hineinpressen, und auch dies trug just nicht dazu bei, ihre Laune zu verbessern.

Heino Raubfit hatte in einer Ecke des Schützengrabens und schlug ab- wechselnd die Arme um den Leib, um sich ein wenig Bewegung zu machen, soweit dies in dem engen Loch mög- lich war. Oh diese nachts Witterung! Nichts zu essen, nichts zu trin- ken, nichts zu rauchen. Nur Hunger und Durst und Kälte, daß man das Gewehr taum zu halten vermochte. Wenn man sich wenigstens einen Tee hätte machen können! Seit acht Ta- gen bewachte er für diesen Zweck schon ein Stüchchen Zucker auf und einige Teelblätter würde man wohl irgendwo aufstreuen. Aber daran war nicht zu denken. Das Feuer anmachen war streng verboten seit drei Tagen. Eine Zeitlang waren sie drüben ge- wesen. Aber seitdem die russischen Ka- nonen wieder ihr Höllenkonzert be- gonnen hatten, packten die Deutschen scharf auf; und wo sich nur das kleinste Rauchwölken zeigte, kam bald ein Eisenhagel hernieder, daß einem Hören und Sehen verging. Nein, an Teelchen war gar nicht zu denken.

Heino Raubfit stellte die Armbewe- gungen ein und versuchte es mit einer Aniebeuge, um das Blut in Bewe- gung zu bringen. Da fühlte er sich am Armeel gepupft. Sein Freund Jano, der bislang an der Brustlung gelegen und Ausschau nach den feind- lichen Gräben gehalten hatte, gab ihm ein Zeichen, dicht neben ihn zu rücken, ganz dicht; denn wenn sie von den anderen auch keiner verstehen konnte, besser war besser.

„Heino, ich habe genug davon. Ich tue nicht mehr mit. Diese Nacht ist die letzte. Kein Tee, kein Brot, keine Papproski; nur Hunger und Kälte. Den Teufel noch eins! Für wen und was denn?“

Der Angeredete fragte sich den Kopf. Ja, das sagte sich so leicht: ich habe genug davon. Aber wie wollte man es denn ändern? Sollte man sich gefangen nehmen lassen? Auch er hatte schon daran gedacht. Aber sie packten jetzt höllisch scharf auf, seit- dem kürzlich von einigen Regimentern ganze Kompagnien übergegangen wa- ren.

Jano Aufaklis erriet seine Gedan- ken. „Es geht natürlich nur nachts. Am besten bei einer Patrouille. Wir müssen uns freiwillig für eine Mel- den.“ — „Ja, Brüderchen, schon recht, aber —“ Er hatte noch immer seine Bedenken. Hier konnte man viel- leicht fortkommen, wenn man es ge- schickt anstellte. Aber würden sie drü- ben nicht schießen? „Wir sind ja tot, die wir drüben antommen. In der Nacht ist es dunkel; sie werden das Licht nicht sehen, auch wenn man es auch das Bajonett bindet.“

Doch Jano hatte auch daran ge- dacht. Wir gehen natürlich nicht ge-

rade auf sie los. Da drüben knallen sie ja ununterbrochen. Aber dort rechts, am Wäldchen, da ist a — a einer ihrer Gräben, und die dort liegen, sind nicht so blutig. Sie haben schon seit drei Tagen nicht mehr ge- schossen. Vielleicht ist ihnen die Mu- nition ausgegangen. Zu denen wollen wir uns hinüber-schießen. Es wird schon gehen...“

Noch in der nämlichen Nacht trenn- te sie mit einer Aufklärungspatrouille ausrücken, und alles verließ, wie sie es sich gedacht hatten. Unge- fährlich erreichten sie ihr Ziel. Endlich waren sie so weit. Jano band ein- nen weissen Lappen, den er in seinem Verbandzeug gefunden hatte, an den Gewehrlauf und schwenkte die im- provvisierte Fahne hin und her. Dabei rief er andauernd:

„Gute Freunde, bitte nicht schie- ßen, gute Freunde!“

Er rief nicht zu laut, damit die Wache hinter ihm nicht aufmerk- sam werden konnte, doch laut genug, daß die Deutschen vor ihm es hören mußten. Aber nichts rührte sich im Graben. Ob man es wagen tonn- te, hinunter zu steigen? Doch Heino Raubfit hielt ihn erst jetzt zurück. Nein, alles, nur das nicht. Dann würden jene sicher auf sie schießen oder gar mit den Bajonetten durch- bohren. Er sah die Infanterie mit der Hand nach dem Rauch. Dort, dort würden sie durchschießen, und auf dem Rücken würde die Spitze wieder herauskommen. Ihm wurde ord- nentlich über bei dem Gedanken, und auch dem Jano klappten die Zähne hörbar vor Angst.

Eine verwünschte Situation. Wie- lange sollten sie denn stehen und hier rufen? Schließen denn alle diese Deutschen da unten wie die Mur- meltiere? Hatte man so etwas schon erlebt? Ein Gast kommt und klopft bescheiden an, und niemand macht ihm auf.

„Nicht schießen! Liebe, gute Freun- de, bitte nicht schießen, bitte!“

Jetzt hatten sie es beide zusammen ganz laut gerufen. Doch noch im- mer rührte sich nichts vor ihnen im Graben. Aber hinter ihnen wurde es plötzlich lebendig. Ein scharfer Knall zerriß die Stille der Nacht, ein zweiter, ein dritter, und jetzt krachte eine ganze Salve. Ganz nahe an ihnen pfliffen die Kugeln vor- über, und bohrten sich vor ihnen in den Sand.

„Sie haben unsere Flucht ent- deckt, sie schießen hinter uns her! O du mein Gott! Wäre ich doch ge- blieben!“ jammerte Heino, der beim ersten Schuß sich auf die Erde ge- worfen hatte. Er weinte vor Angst. Doch gleich darauf ging seine Angst in Wut über. „Du, Du hast mich hierher geschleppt, Du Hund! Du mußt auch weiter helfen!“

Jano, der neben ihm lag, biß die Zähne aufeinander. „Es nützt nichts, jetzt müssen wir hinunter in den Graben. Komm, Seelchen, goldnes Seelchen, Mut und vorwärts! Wir müssen hinunter!“

Gleich Kindern, die sich gegen- seitig Mut machen wollen, saßen sie sich bei der Hand und rannten die paar Schritte vorwärts.

„Nicht schießen, bitte nicht schie- ßen, gute Freunde!“ schrien sie noch einmal, während sie hinunterspran- gen.

Als Heino, der während des Sprunges die Augen geschlossen hat- te, sie wieder öffnete, sah er seinen Freund Jano knien, und hörte ihn wie besessen ununterbrochen sein: „Bitte, nicht schießen!“ brüllten. Erst als sich nichts regte, merkten sie, daß der Schützengraben längst von den Deutschen freiwillig geräumt sein mußte. Denn weit und breit war kein Deutscher zu sehen.

Eine geräumte Weile saßen die beiden Freunde still, schauten sich im Graben um und gingen ihren Gedanken nach. Jano brach zuerst das Schweigen: „Es nützt nichts, Brüderchen. Wir müssen zum näch- sten Graben.“ Doch als er aufstehen wollte, zitterte seine Knie so, daß er sich hinsetzen mußte. Heino be- gann wieder zu weinen und zu jam- mern. Was sollte nun aus ihnen werden. Jano stieß ihn in die Sei- te: „Mut, mein Seelchen! Mut, mein Täubchen! Noch eine halbe Stunde! Dann sind wir deutsche Gefangene, und denn bekommen wir Essen und Tee und Papproski und große Kuchen und — und —“ Doch noch ehe er alle die guten Dinge ausgezählt hatte, die die Deutschen für sie in Bereitschaft bielten, hörte er plötzlich ein Geräusch von Schrit- ten, ein Durcheinander von Stim- men, von Hufeisen, das immer näher kam. Ihrer fünfzig, sechzig mußten drüben über das Feld her- kommen. Heino Raubfit horchte auf; er wachte das Gesicht mit dem Ker- mel ab und lachte über das ganze Gesicht: „Die Deutschen kommen! Wir müssen mit dem Tuch winnen. Jetzt sind wir gleich Gefangene!“

Eilfertig kletterte Jano an der Grabenwand in die Höhe, um die weiße Fahne zu befestigen; doch eben- so schnell stürzte er auch wieder zu- rück: „Heilige Mutter Gottes von Rasan! Es sind die Unfernen!“

Er war nicht der einzige gewesen, der bemerkt hatte, daß in diesem Graben das Feuer eingestellt worden

war. Auch der Leutnant Atimow vom 11. Kavallerie-Infanterieregi- ment hatte die gleiche Wahrnehmung gemacht, und da auch er der Ansicht war, daß die dort liegenden Deut- schen ihre Munition verschossen ha- ben müßten, folgte er, daß hier eine prächtige Gelegenheit zum Stür- men sein würde. Er gab seine Wahr- nehmung an das Kommando weiter, und erhielt die gewünschte Erlaub- nis. Mit sechzig Mann seines Zu- ges rückte er bis auf 500 Meter an den feindlichen Graben vor, der so unheimlich ruhig dalag. Nichts rühr- te sich. Ob das eine Falle sein sol- le? Der Sicherheit halber ließ er zweimal gegen den Graben feuern, und erst, als auch jetzt noch alles still blieb, ging er im Sturmschritt vor.

„Hüllt das Gewehr, marsch, marsch! Hurrah! Hurrah!“

Als erster kam er vor dem Graben an und sprang, einen gespannten Revolver in jeder Hand, hinunter. „Ergebt Euch, Hände hoch oder alles wird zusammengehauen.“ Ihm dicht auf den Fersen folgte seine sechzig Mann. Kein einziger war während des Sturmlaufes gefallen; der Sturm war „glänzend“ gelun- gen und das Andreaskreuz war ihm sicher.

Da! — was — wor — das? Aus einer Ecke des Grabens kamen zwei russische Soldaten hervor, stellten sich vor ihn in vordringliche Haltung, und der eine, der längere von beiden, erstattete die Meldung:

„Melde gehoramt — Patrouille vom roten Regiment, achte Korporal- rufschaf. Wir waren auf Patrouille, belamen aus diesem Graben Feuer, hielten ihn für schwach besetzt und beschloßen zu stürmen. Der Graben wurde genommen, der Feind ist ge- flohen. Tuch vom Bajonett geris- sen!“

Heino Raubfit riß den Mund weit auf, während Jano seine Mel- dung herunterzählte. Heilige Mutter Gottes von Rasan! Zwar hatte er immer gewußt, daß der Jano ein geschickter Kerl war, der alles in Ordnung brachte. Aber so etwas! War denn so etwas möglich?

Starr wie eine Bildsäule stand Jano und schaute auf seinen Vorge- setzten. Unmöglich war ihm der Gedanke gekommen, und ebenso schnell wurde er zur Tat. Denn zum Überlegen blieb keine Zeit mehr. In- stinktiv hatte er im letzten Moment das weiße Tuch vom Bajonett geris- sen.

Die Mannschaften waren froh, so mit heiler Haut beim Sturme davon- gekommen zu sein. Einen Rubel hatte der Leutnant jedem verspro- chen, wenn der Sturm glücken wür- de. Jetzt konnte er zahlen. Doch auch daran dachte dieser fürerst nicht. Er biß sich auf die Lippen und schau- te ärgerlich auf den Meldenden. In die Freude über den geglückten An- griff mischte sich der Kummer, daß ein anderer ihm zuvorgekommen war. Das Andreaskreuz war ihm so gut wie sicher gewesen. Doch noch war nicht alles verloren.

„Bravo, Ihr beiden! Ihr seid tapfere Kerle! Helden seid Ihr! Bravo, meine Kinder! Aber noch ist die Gefahr nicht vorüber. Noch können sie zurückkommen.“

Er nahm ein Glas vor die Augen und schaute angepannt nach No- ben. „Da! Da! Habe ich es nicht gesagt? Da! Jetzt sammeln sie sich. Ganz genau sehe ich es. Da! Jetzt — jetzt machen sie febr. Ach- tung! Aniet nieder! Gewehr in Anschlag! Wist 600! Feuer! La- den! — Feuer! Wist 500! La- den! Feuer!“

Noch immer hielt er das Glas vor den Augen. „Ja, wie sie pur- zeln. Jetzt, jetzt machen sie febr. Wie sie fliehen! Wie sie laufen! Ja, wie die Hosen, gerade so wie die Hosen!“

Alles das rief er, ohne daß über- haupt eine Spur von den Deutschen zu sehen gewesen wäre. Er machte sich selbst etwas vor.

Heino Raubfit sah sich an den Kopf und schaute auf seinen Freund Jano. Nicht eine Silbe verlor er von alledem. Doch Jano blinzelte mit den Augen und machte sich an seinem Gewehr zu schaffen. Denn er hatte fleißig mitgeschossen, als der Leutnant Feuer kommandierte. Immer in die Luft schob er.

Jetzt setzte sich dieser im Graben nieder und legte einen Notizblock auf die Knie, um seine Meldung zu schreiben. „So, Kinder, jetzt ist keine Gefahr mehr. Rührt Euch!“

Jano Aufaklis erzählte den auf- stehenden Mannschaften, wie er und sein Freund Heino die Deutschen überwältigt hatten. Staunend horch- ten alle. Ja, diese beiden! Zu weit führten sie einen Schützengra- ben! Und Glück hatten sie gehabt, fabelhaftes Glück! Nicht die kleinste Wunde hatten sie davongetragen. Heino sah dabei und sprach kein Wort; ihm hatte es die Rede völlig verschlagen.

Nach zwei Tagen wurde auf al- lerhöchsten Befehl die Mustierei Jano Aufaklis und Heino Raubfit mit dem Andreaskreuz deloriert und zu Korporalen ernannt. Der Oberst ließ sie zu sich ins Quartier kommen, bestellte ihnen vor dem versammelten Offizierskorps die Orden an die

Brust und hielt ihnen eine schöne Rede. Er sagte, daß ein Ruhland glückselig wäre, solche Soldaten zu besitzen, und daß es nie besiegt werden könnte, solange solche Helden in seinen Armeen kämpften. Er selbst aber wäre ganz besonders stolz dar- auf, daß sie seinem Regiment ange- hörten; denn, das ganze Regiment würde durch sie geehrt, durch zwei solche Helden, die allein einen stol- zen Schützengraben führten. Zwar hätte es ihnen schlimm ergehen können, wenn der Leutnant Ati- mow mit seinen Leuten nicht recht- zeitig zu Hilfe gekommen wäre. Und darum freue es ihn, daß auch dieser sein Andreaskreuz erhalten hätte. Aber die Hauptsache bleibe doch die Tapferkeit, die sie an den Tag ge- legt hätten, und die würde dadurch nicht verkleinert. „Ihr Helden vom roten Regiment! Ich danke Euch!“

Damit hatte er sie verabschiedet, und jeder der Offiziere hatte ihnen die Hand gedrückt und ihnen einen Rubel oder eine Handvoll Papproski geschenkt. Dann lehrten sie zu ihrer Kompagnie zurück, die noch immer im Schützengraben lag. Jano ging stolz und selbstbewußt und dankte nur herablassend den ihm begegne- ten Mannschaften, die die frisch auf- genähten Korporalsstreifen salutierte. Heino aber schlich trüblich hinter ihm her; ihm war gar nicht so festlich zumute. Nun ging das alte Leid von neuem los. Ja, es wäre schon besser gewesen, wenn sie gefangen worden wären. Doch Jano sagte ihm unter den Arm und belehrte ihn eines besseren: „Brüder- chen, hab' doch keine Bange. Schau, jetzt haben wir die Charge erhalten, und sind Korporale geworden. Jetzt passen sie nicht mehr so auf uns auf. Da werden wir bald wieder eine Gelegenheit finden, und dann werden wir es gescheiter anstellen.“

Die gute Haut.

Von Thushnela Schuster.

Frau Wienede strich sich mit der fetten Hand übers Knie und schnauf- te tief auf. „Ja, ja, Frau Nach- barin, das können's mir glauben, mein Marielchen is ne gute Haut! Die schlägt nich ne Fliege tot! Wer die mal zur Frau kriegt, hat's große Los gezogen!“ — Und das selbe Dop- pelkinn vergrub sich für eine Weile hinter dem Stehtragen, als wollte es da von der vielen Bewegung des Sprechens ausruhen.

Die magere Nachbarin nickte voll Hochachtung vor Frau Wienedes Aus- spruch und wartete ergeben auf das Erscheinen des Doppelkinn's, das ihr durch seine Größe stets wie ein un- erreichbares Wunder ersahen.

Aber es war schon richtig, Mariel- chen war ein gutes Mädchen, niemand hatte je über es geklagt — doch auch noch niemand es zur Frau begehrt. Marielchen war leider, es muß zuge- standen werden, mit Schönheitsfeh- lern reichlich gesegnet. Und nun schaute Frau Wienede wieder auf zu der Nachbarin, und das Doppelkinn setzte sich von neuem in Bewegung. „Was wünschens denn, Frau Nach- barin?“ fragte sie mit ihrer sonnen- buttrigen Stimme, während sich die Augen der Witwe halb schlossen, denn sie sah vor der Türe ihres La- dens und sonnte sich. Sie sagte zwar, um sich nur mal flint zu ver- schmecken, was dann gewöhnlich den ganzen Tag dauerte.

Die Nachbarin stand vor dem La- den, das Götchen am Arm, und schien sich vor lauter Andacht vor den aufgeschalteten Herrlichkeiten nicht über die Schwelle zu wagen. „Ich hätt' gern ein Stüdel Seife“, meinte sie dann schüchtern.

„Na ja, warum denn nicht!“ Und Frau Wienede wandte langsam ihre Fettpollster und rief mit buttriger Stimme zur offenen Türe hinein: „Marielchen, hol die Seife runter!“

Und Marielchen legte die hohe Lei- ter ans Regal, um von oben die Sei- fe zu holen, die dort zum Trocknen aufgeschlepelt war.

Aber da kam der junge Lehrling zu- vor, „Erlauben Sie, Fräulein Marielchen, daß ich hinaufsteige —“

Marielchen riß die Augen auf und schielte noch mehr als gewöhnlich, und dann wurde sie rot —, so rot wie ein junges Mädchen schüchtern bei einer Liebeserklärung eröten muß.

Die Mutter hatte scharfe Ohren. Es war nicht das erste Mal, daß der Lehrling ihrer Tochter half. „Hm, hm“, machte sie und strich mit der fetten Hand wieder lieblos über ihr fettes Knie. Sie rechnete in Ge- danken aus, daß der Lehrling in ein- igen Wochen seine Lehrgeld beendete habe. Und als am Abend das Abendbrot beendet war, auf den Tis- seln noch ein spärliches Gerüst eines Herings neben einem Haufen Kar- toffelschalen lag, fragte sie ihn mit ihrer buttrigen Stimme: „Hm — Sie wollen wohl mein Marielchen heiraten?“

Diese Frage war eine Auffor- derung. Dem Lehrling stand der Atem still. Seine Augen quollen schüch- tlich vor, er rieb sich die roten Hände, und vor seinem Geist begannen die He- ringstongen und die Butterfässer und

die Gerstenfäde einen wilden Tanz. Der ganze Laden schien um ihn zu wirbeln. Er wußte nichts zu sagen. Lautlos starrte er die Witwe an.

„Na ja“, fuhr im bedächtigen Schmalzton Frau Wienede fort, „Marielchen is ne gute Haut, dagegen is gar nichts zu sagen!“ — Nein, da- gegen war gar nichts zu sagen. Selbst nicht gegen den Budel wogte er vorzugehen, denn hatten nicht auch die geliebten Heringstongen und But- terfässer krumme Rücken? Und daß Marielchen schielte, brauchte er doch gar nicht zu beachten. Ja, er ent- schloß sich sogar, daß ein Wellenbild für Schühwische große Anziehungs- kraft im Schaufenster ausgeübt hatte, weil es einen Regnerladen darstellte, der in unerhörter Weise die Augen verdrehte und in bester Weise schiel- te, noch viel mehr, als Marielchen es konnte.

Frau Wienede fand das Schwoigen des Lehrlings außerordentlich richtig am Platz. Sie nickte ihm gütig auf- munternd zu.

„Gehen Sie, junger Mann, rufen Sie Marielchen herein! Sie ist noch in der Küche und spült die Teller —“

Marielchen kam und trodnete sich die noch feuchten Hände. „Was soll's denn?“ fragte sie mit ihrer hohen Kinderstimme, die schon den dünnen, mageren Körper verriet.

„Der junge Mann da will dich heiraten“, sagte freundlich die Mut- ter. „Ihr dürft euch einen Ruf ge- ben.“

Da begann Marielchen rot zu wer- den wie der Ederer Käse im Laden, und ihre Augen standen schräg wie die des Regnerladen auf der Wellen- bild für Schühwische. Sie wuschte sich mit dem feuchten Handtuch über den Mund und spigte die Lippen gar gierlich, damit der „junge Mann“ der Aufforderung nachkommen tonn- te. Und dann lief sie mit einem sanften Nicken in die Küche zurück.

Da es gerade zehn Uhr war, wuschte der Lehrling halb gute Nacht, um sich wie gewohnt in seine Dachkammer zu begeben.

Frau Wienede nickte ihm zu. „Also in zwei Monaten ist die Lehrzeit um, da kann Hochzeit sein!“

Er stotterte: „Ich danke sehr, Sie sind sehr gütig, Frau Wienede“, und drückte sich lachte aus dem Zimmer. An der Küchentür blieb er zögernd stehen. Er wußte nicht recht, wie er sich jetzt benehmen sollte, denn er war noch nie in der peinlich-glück- lichen Lage eines Bräutigams gewesen. Um aber nicht als „Lebemann“ zu gelten, hielt er es für schicklicher, still und geräuschlos die Treppe hoch- aufzusteigen, ohne seine Braut noch einmal zu sprechen und ihre seine Lie- be zu erklären.

„Das versteht sich ja von selbst“, dachte er bei sich und legte sich be- ruhigt auf seinen Strohsack.

Aber am anderen Tage musterte er heimlich mit abgehenden Blicken die gefüllten Regale und Säde, über die er nun bald Herr sein würde. Und als Marielchen den Jucker für eine alte Kundin abwog, stellte er sich daneben und meinte freundlich: „Ma- rielchen, laß doch das Gewicht nicht so hängen — wir haben sonst zuviel Schaden!“

Frau Wienede, die wie gewöhnlich in der Sonne vor der Latentüre saß, um sich auszurufen, postete sich befriedigt aufs Knie. „Bei dem is mein Marielchen in Sicherheit“, sagte sie sich still.

Sie hatte sich auch nicht geküßelt. Im Laufe der Zeit entwickelte sich der ehemalige Lehrling zum unbe- stehlichen Meister. Er sah alles, er hörte alles, was im Laden vorging. Ohne daß er irgendwo auch nur die Hand anlegte, ging doch alles wie am Schnürchen.

„Er wird ganz wie meine Mutter selig“, sagte Marielchen stolz und glücklich und schob ihn samt zur Türe, wo in der Sonne der leere Stuhl der Frau Wienede stand. „Da sey dich und ruh dich aus.“

„Ja — Ja!“ schaute er auf und strich sich über das Wäntchen, das zu seiner großen Verwunderung von Jahr zu Jahr zunahm. Alle Frauen aber gratulierten Marielchen zu dem „guten Mann!“ Man hört ihn doch nie ganten“, meinten sie alle.

Und die Nachbarin blieb andachts- voll vor ihm stehen und erkundigte sich nach seinem Geschäft. „Na, es geht so“, erwiderte er bescheiden. Er sprach höchst ungenüß über Geschäftsgang und erwähnte nie die gefüllte Geldbörse. „Was hätten's denn gern, Frau Nach- barin?“ lenkte er das Gespräch ab. „Ach, nicht viel heute — nur ein Stüdel Seife.“

Da wandte er sich dem Laden zu und sagte mit schmalziger Stimme: „Marielchen, hol die Seife runter!“

Und Marielchen legte die hohe Lei- ter an und holte die Seife runter.

— P r o t e s t. Stationsdiener (zu einem Herrn, der seiner soben ins Seebad abgereisten Gattin freudig nachschlief): „Jetzt machen Sie aber, daß Sie aus dem Gleis rauskommen!“

Herr: „Sind Sie ruhig, von Ih- nen laß ich mir den Genuß nicht verderben!“

— E n t r ü s t u n g. Redakteur: Es ist doch eine Frechheit von Ihnen, uns solchen Schund anzubieten, so berüchtigt sind Sie doch noch nicht!